

FRIEDRICHSTRASSE



Gabriele Gast

Kundschafterin des Friedens

17 Jahre Topspionin der DDR beim BND





SONDERAUSGABE
Exklusiv für unsere Leser

Tel.: 01805 / 30 99 99
(0,14 Euro/Min., Mobil max. 0,42 Euro/Min.)
www.buchredaktion.de



SONDERAUSGABE
Exklusiv für unsere Leser

Tel.: 01805 / 30 99 99
(0,14 Euro/Min., Mobil max. 0,42 Euro/Min.)
www.buchredaktion.de

Gabriele Gast

Kundschafterin des Friedens

17 Jahre Topspionin der DDR beim BND

SONDERAUSGABE

edition berolina

Die Namen der in diesem Buch vorkommenden Personen sind aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes frei erfunden, soweit es sich nicht um Personen der Zeitgeschichte handelt.

eb edition berolina

1. Auflage dieser Sonderausgabe

Alexanderstraße 1

10178 Berlin

Tel. 01805 / 30 99 99

Fax 01805 / 35 35 42

(0,14 €/Min., Mobil max. 0,42 €/Min.)

© 2015 by BEBUG mbH / edition berolina, Berlin

Die erste Ausgabe dieses Buches erschien 1999 im Eichborn Verlag,
Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: BEBUG mbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

www.buchredaktion.de

Inhalt

1 Festnahme	9
2 Im Visier der HVA	46
3 Anwerbung durch die HVA	74
4 Konspirative Treffen in der DDR	95
5 Anwerbung durch den BND	135
6 Nachrichtendienstliche Analysen	162
7 Führungsoffizier Markus Wolf	210
8 Pullach und die weite Welt	254
9 Annahme eines Kindes	297
10 Abschied von Markus Wolf	321
11 Rückkehr ins Sowjetunion-Referat	352
12 Epilog	376
Anmerkungen	415

Meiner Mutter

1 Festnahme

Das plötzliche Verstummen des monotonen Motorenlaufs, das leise Surren sich aufrollender Gurte, das dumpfe Schlagen von Autotüren zerriss den Schleier bleierner Müdigkeit, der sich während der Fahrt auf mich gesenkt hatte und den Aufruhr meiner Gedanken für kurze Zeit in dämmerndem Halbschlaf vergrub. Es war schon fast Mitternacht, als der Wagen zum Stillstand kam.

Ich öffnete die Augen erst, als die Tür des Fonds von außen aufgemacht wurde. Zwar befand sich auch im Wageninneren, dicht neben meinem Arm, ein Türhebel. Ich hätte die Hand nur ein wenig ausstrecken müssen. Aber ich hatte es nicht getan, weil ich wusste, dass ich die Tür von innen nicht öffnen konnte, weil eine Sicherung das Schloss sperrte. Diese Erfahrung war neu für mich, nicht einmal zwei Tage alt. Dennoch war sie mir schon so sehr ins Unterbewusstsein gedrunken, dass selbst ein reflexhafter Griff zum Türhebel unterblieb.

Der Wagen, in dessen Fond ich saß, war ein Polizeifahrzeug, dessen gewöhnliches Aussehen nicht darauf schließen ließ. Ich entstieg ihm langsam, gleichsam beiläufig bemerkte ich bei den beiden Männern, die mich den ganzen Tag über begleitet hatten, eine unwillkürlich gespannte Haltung, die eine Bereitschaft verriet, sich jeden Moment auf mich zu stürzen, sollten meine zögernden Bewegungen unvermittelt in hektische Eile umschlagen. Ich war nicht gefesselt und hätte darin eine Chance sehen können. Die schmale Straße war menschenleer. Gegenüber dem Haus, vor dem der Wagen stand, erstreckte sich ein baumbestander Hang. Nur wenige Schritte trennten mich davon. Ich hätte hinaufhasten können, in die Dunkelheit der Bäume eintauchen und rennen, rennen – weg von dem Auto, den Männern und dem

Haus, das in einen hellen Lichtkegel eingehüllt lag. Aber ich bewegte mich nicht, stand starr neben dem Wagen, wie ich zuvor darin gesessen hatte, wartete ab, was nun geschah, was mit mir geschah. Ich wollte nicht davonlaufen, weil ich keinen Sinn darin sah. Schon im allerersten Moment, als das Unvorstellbare passierte, als jemand zu mir sagte »Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor«, hatte ich gewusst, dass es kein Davonrennen gab, nur ein Mit-mir-geschehen-Lassen.

Ich erkannte eine mächtige, lang gezogene Fassade, die auf eine länger zurückliegende Entstehungszeit des Gebäudes hindeutete. Eigentlich nicht unfreundlich, dachte ich, denn ich mochte Bauten, deren Patina die nüchterne Sachlichkeit moderner Gebäude kontrastierte. Der Gedanke befremdete mich; es haftete ihm etwas Verzerrtes an, wusste ich doch, dass sich hinter dieser alten Fassade ein Gefängnis verbarg. »Justizvollzugsanstalt München / Frauenabteilung« besagte eine Schnörkelschrift über der Pforte. Aber trotz des Lichtstrahls, den eine schmiedeeiserne Laterne darauf warf, nahm ich sie in diesem Augenblick nicht wahr. Erst ein halbes Jahr später, als ich erneut die Pforte passierte, fiel mir die Schrifttafel auf. Doch auch ohne diesen Hinweis wusste ich, wo ich mich befand: in Neudeck, dem Frauengefängnis von München. Beim Ermittlungsrichter in Karlsruhe hatten die Polizeibeamten gesagt, man würde mich nun dorthin bringen – zur Untersuchungshaft.

Das war am Nachmittag gewesen. Ich war dem Ermittlungsrichter beim Bundesgerichtshof vorgeführt worden, damit er über die Haftfrage entscheide. Es war nicht gut für mich gelaufen, aber das hatte ich vorhergesehen. Was hätte ich auch zu meiner Entlastung vorbringen sollen, da es gegen die Beweise, auf die der Bundesanwalt seine Beschuldigungen stützte, keine überzeugende Einrede gab?

So hatte ich es vorgezogen, von meinem Recht auf Aussageverweigerung Gebrauch zu machen. »Ich möchte einen Anwalt spre-

chen«, hatte ich nur kurz gesagt und die Ausführungen des Richters reglos zur Kenntnis genommen. Als er jedoch den Erlass eines Haftbefehls mit dem Verdacht auf Fluchtgefahr begründete, hatte ich aufbegehrt: »Nein, keine Fluchtgefahr, das ist Unsinn. Mein Sohn und meine Mutter leben hier, die würde ich nie und nimmer im Stich lassen. Sie meinen, ich könnte vom Ausland her für mein Kind sorgen? Wie stellen Sie sich das praktisch vor? Mit Geld kann man sicher viel machen, aber kein Kind erziehen und ihm ein Zuhause und Zuwendung geben. Außerdem muss mein Sohn ständig krankengymnastisch betreut werden, er ist behindert.« Aber meine Einwendungen hatten den Richter nicht beeindruckt, und so unterschrieb er den Haftbefehl.

Dieses Papier, das so unvermittelt und radikal in mein Leben einschritt, es in eine Zeit davor und eine danach schied, lag auch neben mir, als die Kripobeamten vor der Rückfahrt nach München und ins Gefängnis zum Abendessen ein Restaurant ansteuerten. »Auf eine Stunde früher oder später kommt es uns nicht an«, meinten sie gelassen, »und Ihnen wird es wohl erst recht nichts ausmachen. Genießen Sie das Essen! In nächster Zeit wird es nicht mehr so angenehm sein, obwohl die Verpflegung in Neu-Deck gar nicht so schlecht sein soll.« Ich hatte darauf verzichtet, dies zum Anlass für Fragen zu nehmen. Ich würde schon noch schnell genug Genaueres über das Münchner Frauengefängnis erfahren, und in meinem Kopf hämmerten ohnehin ganz andere Fragen, auf die ich brennend eine Antwort herbeisehnte.

Wer war dieser »Gewährsmann des Bundesnachrichtendienstes«, auf dessen Aussagen der Haftbefehl zurückging? Aussagen, die keinen Zweifel aufwerfen konnten, dass ich mit der »MfS-Innenquelle im Bundesnachrichtendienst« gemeint war und dass irgendjemand in der Hauptverwaltung Aufklärung des Ministeriums für Staatssicherheit (HVA) schon seit langem von mir wie auch von anderen Kundschaftern gewusst und mich nun, wenige Tage vor dem Untergang der DDR, dem Geheimdienst der he-

raufziehenden neuen Staatsmacht preisgegeben hatte. Beim Ermittlungsrichter hatte der Bundesanwalt seine Beschuldigung, ich sei für die HVA nachrichtendienstlich tätig gewesen, auf ein Fernschreiben des BND gestützt. Darin war ich derart kenntnisreich und detailliert beschrieben, dass ich insgeheim meinte, ich würde mich aufgrund dieser Aussagen gleich selber verhaften: »Alter ca. 40–45 Jahre, ledig, Brillenträgerin, promovierte Akademikerin, etwas zickig, überdreht und mit einem sozialen Tick, hat ein körperbehindertes Kind adoptiert, arbeitet in der Abteilung Auswertung des BND, hat Zugang zu Material aus dem Bereich der Ost-West-Politik und der Drittweltpolitik.« Weitere Angaben betrafen meine Kontakte zur HVA und die Dauer meiner Kundschaftertätigkeit.

Um die Stichhaltigkeit seiner Beschuldigung zu untermauern, hatte der Bundesanwalt jenen Judas aus den Reihen der HVA, der angesichts der veränderten politischen Situation in die zwielichtige Rolle eines »Gewährsmannes« des BND geschlüpft war, so weit geoutet, dass dessen Identifizierung nur eine Frage der Zeit war. Er sei ein hochrangiger Mitarbeiter der Abteilung IX A der HVA gewesen, jener Organisationseinheit, die den Bundesnachrichtendienst aufgeklärt hat. Er kenne deshalb die Quellen der HVA in den westdeutschen Geheimdiensten. Er habe auch in der Sache Alfred Spuhler ausgesagt und bestätigende sowie zahlreiche neue Informationen gegeben. Seine Angaben zu mir seien mithin glaubwürdig.

Dann folgte, wie das in solchen Fällen bei Geheimdiensten üblich ist, die dramatisierende Forderung nach Schutz des neuen »Gewährsmannes«: Die Quelle gehöre zu einem Kreis elitärer ehemaliger MfS-Offiziere, die sich als Gemeinschaft verschworen hätten und jeden Verräter mit Liquidierung bedrohten. Da größtes operatives Interesse an ihm bestehe, sei ein äußerstes Maß an Geheimschutz erforderlich.

Wer war dieser Verantwortliche der HVA, rotierte es in mir, wer

war es, der die Kaltschnäuzigkeit besaß, mich wenige Tage vor dem Ende seines Staates zu verraten, zugleich aber so töricht gewesen war, den Zusicherungen des BND zu vertrauen, man werde seinen Verrat schon geheim zu halten und seine Anonymität zu wahren wissen? Ein leitender Mitarbeiter, Offizier; zweifellos hatte er sich in früheren Jahren stets als Vorbild gewissenhafter Pflichterfüllung, als Inbegriff von Treue und Ehre ausgegeben. Gegenüber wie vielen Quellen, die er als Angehöriger des Auslandsnachrichtendienstes der DDR angeworben hat, mag er sich für deren Sicherheit verbürgt haben, so wie jetzt der BND ihm gegenüber? Und welche Belohnung hat ihm dieser Verrat eingebracht? Wie viel Kopfgeld hat der BND für meine Preisgabe gezahlt?

Dabei muss ihm klargewesen sein, dass nicht nur ich, sondern auch meine Familie und vor allem Harry, mein Sohn, den Preis für seinen Verrat zu entrichten hätten. Doch das schien diesem »Gewährsmann« gleichgültig zu sein. Hatte er nicht meinen Entschluss, ein behindertes Kind anzunehmen, als »sozialen Tick« bezeichnet? Eine humanitäre Spinnerei sozusagen. Wollte er damit der heraufziehenden Renaissance des materiellen Egoismus seine Reverenz erweisen oder hatte er nur versucht, die Schäbigkeit seines Tuns schönzureden?

Und warum in aller Welt hatte er, statt sich dem BND anzudienen, nicht versucht, mich um Geld anzugehen? Keinen Moment hätte ich gezögert, mir sein Schweigen zu erkaufen, wenn es mir und meinem Kind Sicherheit gebracht hätte. Warum die Zusicherungen mit Füßen treten, die man mir in all den Jahren, die ich für die HVA tätig gewesen war, den Kopf hingehalten hatte, um interessierende politische Informationen zu beschaffen, immer wieder gegeben hatte?

Meine Familie, durchzuckte es mich. Sie wird es so wenig fassen können wie ich selbst. Ein Irrtum, wird sie sagen, das Ganze ist ein furchtbarer Irrtum. Das hatte auch ich erwidert, als die Po-

lizeibeamten mir sehr wohlmeinend nahelegten, ein Geständnis abzulegen. Dabei hatte ich gewusst, dass es kein Irrtum war. Doch meine Familie wusste das nicht. Sie hatte nicht die geringste Ahnung, dass es neben meinem geheimen Tun für den BND auch eines für die HVA gab.

Mittlerweile hatte der Kellner das Essen aufgetischt. Es war ausgezeichnet, doch ich verspürte keinen Appetit und brachte es nur mit Mühe hinunter. Die Erstarrung, die mich in jenem Moment befallen hatte, als man sagte »Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor«, hielt mich in eisernem Griff. Ich empfand weder Panik noch heulendes Elend. Ein lähmendes Entsetzen lag auf mir wie eine tonnenschwere Last, schnürte jede Gemütsregung ab und versetzte mich, einer mechanischen Puppe gleich, in eine noch nie zuvor erlebte Verhaltensautomatik.

Mechanisch war ich am Vortag den Kripobeamten zur Wohnungsdurchsuchung gefolgt. Mechanisch hatte ich einige persönliche Sachen für die Nacht im Polizeigewahrsam zusammengepackt, mich am nächsten Mittag dort abholen und dem Haftrichter vorführen lassen. Mechanisch war ich in den Wagen gestiegen, der mich ins Gefängnis bringen sollte. Nur das Hämmern im Kopf, das jener eine Satz »Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor« ausgelöst hatte, folgte seinem eigenen Takt. Wer hatte mich verraten? Warum hatte er mir das angetan?, übertönte es die Fragen der Polizeibeamten, die Vorhaltungen des Bundesanwalts und die Ausführungen des Richters.

*

Dabei hatte jener Tag so gut begonnen. Nichts deutete auf die Katastrophe hin, in die ich geradewegs hineinsteuern würde. Es war ein strahlend schöner Herbsttag, keine Wolke trübte den azurblauen Himmel. Ein ideales Bergwetter, und nur zu gerne hätte ich, wie schon am Vortag, meinen Rucksack gepackt, um zu

felsigen Gipfeln aufzusteigen. Dafür blieb heute keine Zeit. Aber man könnte mit der Seilbahn aufs Hafelekar fahren und von dort oben die herbstliche Bergwelt genießen.

Am Vorabend hatte Karl-Heinz, mein langjähriger Freund und einstiger Verlobter aus der HVA-Bezirksverwaltung Karl-Marx-Stadt, aus Innsbruck angerufen, gleichermaßen vorwurfsvoll wie besorgt. Er habe stundenlang auf mich gewartet, warum ich nicht gekommen wäre, ob etwas passiert sei? Nein, es war nichts, was hätte auch passieren sollen. Zum Bergsteigen sei ich gewesen, mit einem Jugendlichen aus meiner Klettergruppe, dem ich noch eine Führungstour schuldete. Hätte ich mich heute mit ihm in Innsbruck treffen sollen? Jein! Das hatten wir zwar ins Auge gefasst, doch du wolltest mir diesen Termin bestätigen. Das hast du nicht getan, und deshalb nahm ich an, dass dir etwas dazwischen gekommen ist, und habe nun andere Pläne. Ob wir uns morgen sehen können? Ist mir nicht so recht, weil ich dann Harry wieder allein lassen muss. Aber wenn ich bis zum Nachmittag zurück bin, lässt es sich einrichten. Treffen wir uns also gleich morgen früh.

Als ich an diesem klaren Herbstmorgen nach Innsbruck startete, bemerkte ich nicht den Wagen, der mir folgte. Ich hätte ihn bemerken können, wenn ich mich, wie früher, gegen eine mögliche Observation abgesichert hätte. Doch seitdem die nachrichtendienstliche Zusammenarbeit mit der DDR eingestellt, die HVA aufgelöst war, seitdem ich meine geheimdienstliche Ausrüstung vernichtet hatte, wäre es merkwürdig erschienen, wenn ich mich dennoch nach den Regeln der Konspiration verhalten hätte.

So traf mich meine Festnahme gleichsam aus heiterem Himmel. Doch wann immer ich später den Ablauf der Ereignisse rekonstruierte, war ich heilfroh, völlig überrascht worden zu sein. Was wäre gewesen, wenn ich die Observation bemerkt hätte? Ich wäre vermutlich in Panik geraten, weil ich keinen Ausweg aus der Situation gefunden hätte. Zu versuchen, mich in die DDR abzuset-

zen? Diesen Weg gab es seit dem Fall der Berliner Mauer nicht mehr, und jetzt, wenige Tage vor der Vereinigung beider deutscher Staaten, wäre er mir schon gar nicht in den Sinn gekommen. Nach Österreich fliehen? An diese Möglichkeit hatte ich bislang nie gedacht, weil ich in Deutschland meine Heimat sah. Ich hätte im Ernstfall kein Problem damit gehabt, östlich der Elbe ein neues Heim für mich und mein Kind aufzubauen. Ich wusste, dass ich dabei auf umfassende staatliche Hilfe zählen könnte. Doch in Österreich? Zwar mochte ich dieses Land, hatte dort häufig meinen Urlaub verbracht. Aber dort hätte ich ganz aus eigener Kraft ein neues Leben beginnen und noch einmal von vorne anfangen müssen. Ich hätte nicht den Mut gehabt, eine solche Entscheidung meinem Sohn gegenüber zu verantworten. Es wundert nicht, dass sich in den vielen Presseberichten über meinen »Fall« kein einziges Wort zu meinen Vorbehalten fand. Denn dann hätten die Medien – und ebenso der BND – einräumen müssen, wie weit die sensationellen Berichte über meine Verhaftung von der Wahrheit entfernt waren. Aus dem Umstand, dass ich am Grenzübergang Mittenwald-Scharnitz festgenommen wurde, hatte man nämlich messerscharf geschlossen, ich hätte von meinen Partnern in der HVA im letzten Moment eine Warnung erhalten und mich ins Ausland absetzen wollen.¹ Schon einen Tag zuvor hatte der BND gemeint, Anzeichen für eine derartige Absicht festzustellen. War doch seiner Observationsgruppe am Nachmittag mein »sehr unruhiges Verhalten« aufgefallen. Peinlich nur, dass die Observanten weder meine Abwesenheit noch meine späte Heimkehr von der Bergtour bemerkten, obwohl das Entladen der Kletterausrüstung aus meinem Wagen schwerlich zu übersehen war. So bleibt unerfindlich, wen und was der BND an jenem Nachmittag, während ich im Wettersteingebirge auf dem dem Großen Waxenstein benachbarten Gipfel des Zwölfers die Rast genoss, beobachtete und ihn behaupten ließ, ich würde in nervöser Eile Fluchtvorbereitungen treffen.

Situationsbedingt war mir nicht im entferntesten zum Lachen zumute, und dennoch war diese abenteuerliche Unterstellung einfach zu komisch. Welche Phantasielosigkeit! Wäre ich tatsächlich wie Richard Kimble auf der Flucht gewesen, hätte ich doch niemals im eigenen Wagen und mit meinen Ausweisen in der Handtasche einen Grenzübergang angesteuert. Vielmehr wäre ich – ganz unverfänglich – als Bergsteigerin über die grüne Grenze marschiert. Ich kenne schließlich manchen Steig, auf dem man völlig unbehelligt zwischen Bayern und Österreich wechseln kann. Das nenne ich einen Fluchtweg und nicht die Durchfahrt am offiziellen Grenzübergang!

Während ich also unterwegs war, um pünktlich um 9 Uhr Karl-Heinz in Innsbruck zu treffen, folgte mir mit kurzem Abstand die Observationsgruppe des BND, erfasst von zunehmender Nervosität, als sie erkennen musste, dass mein Weg schnurstracks aus dem deutschen Hoheitsgebiet herausführte. Was tun? Die Situation verlangte nach einer Entscheidung. Man entschied, den Grenzposten anzurufen und ihn zu bitten, den goldfarbenen Ascona mit dem amtlichen Kennzeichen M – ZS 89 anzuhalten. Ein dringender Fall von Amtshilfe!

Unterdessen hatte ich den Mittenwalder Grenzposten erreicht. Noch herrschte wenig Verkehr, die paar Autos vor mir waren rasch abgefertigt. Wie gewohnt hielt ich in langsamer Weiterfahrt meinen Ausweis hin, bereit, bis zum nächsten Stopp im österreichischen Grenzort Scharnitz zu beschleunigen. Doch plötzlich war nichts mehr wie gewohnt.

»Ihren Führerschein, bitte«, sagte der Grenzbeamte. Wieso das, fragte ich mich. Sollte ich zu schnell gefahren sein, eine Radarkontrolle übersehen haben? Unmöglich wäre das nicht, ich hatte mich beeilt, war recht zügig gefahren. Höchst ärgerlich, wenn nun ein »Schnellzugzuschlag« abkassiert würde. Aber was soll's, irgendwann erwischt es einen eben. Der Beamte ließ sich Zeit, meinen Führerschein zu prüfen. »Parken Sie bitte dort drüben«,

gebot er mir nun, »und kommen Sie dann bitte mit.« Aha, dachte ich, jetzt wird kassiert. Ich folgte dem Beamten in die Grenzstation.

»Was gibt es denn?«, fragte ich leicht ungehalten.

»Das weiß ich nicht. Warten Sie hier einen Augenblick.«

Der Grenzpolizist bedeutete mir, im Vorraum zu warten. Dann entfernte er sich. Ich blickte auf die Uhr. Es war 8.15 Uhr. Wenn das hier nicht zu lange dauerte, könnte ich immer noch pünktlich in Innsbruck sein. Ich wollte Karl-Heinz nicht erneut warten lassen. Von meinen unzähligen Treffen mit ihm wusste ich, dass selbst schon eine geringfügige Verspätung nervös machte und die besorgte Frage aufkommen ließ, ob dem anderen etwas passiert sei.

Hier scheint etwas passiert zu sein, registrierte ich instinktiv, denn ich war plötzlich von irritierender Unruhe umgeben. Beamte eilten an mir vorbei. Ich wurde ungeduldig und sprach einen an. »Jetzt möchte ich bitte endlich wissen, was los ist!«

»Kommen Sie bitte mit.« Er führte mich durch jene Tür, hinter der zuvor der Grenzkontrolleur verschwunden war. Dahinter befand sich die Einsatzzentrale. Noch einmal verlangte ich nach einer Erklärung. »Es liegt ein Haftbefehl gegen Sie vor. Er ist aber noch nicht ausgestellt. Genaueres wissen wir auch nicht. Sie müssen warten, bis wir Antwort aus München haben.«

»Was soll denn dieser Unsinn! Ein Haftbefehl!?«, empörte ich mich.

»Das werden Sie selbst sicher am besten wissen«, beschied mich der Beamte. »Ansonsten können Sie sich über mich beschweren.« Ein Haftbefehl! Ich wusste, dass es einen einzigen, freilich gravierenden Grund gab, mich zu verhaften. Trotzdem schien es mir absurd, dass ich jetzt, wo meine geheime Zusammenarbeit mit der HVA beendet war, wo auch der BND seine Spionage gegen die DDR eingestellt hatte und überhaupt in Deutschland nichts mehr so war wie früher, dass ich ausgerechnet jetzt, wo eine völ-

lig neue Zeit anbrach, verhaftet werden sollte. Ich konnte nicht daran glauben, so sehr ich auch instinktiv begriff, dass das, was sich hier anbahnte, der Ernstfall war.

Wiederholt hatte ich darüber mit meinen Führungsleuten von der HVA und deren langjährigem Chef, Markus Wolf, gesprochen. »Dazu darf es nie kommen«, hatte er mit großem Ernst gesagt, »und wir werden stets alles uns Mögliche tun, dass er auch nie eintritt.« So waren unsere Beratungen zum Ernstfall eher hypothetisch gewesen. »Auf keinen Fall gibst du die Zusammenarbeit mit uns zu«, hatte Wolf mich gewarnt. »Das war, wie du weißt, der größte Fehler, den Günter Guillaume gemacht hat. Wenn die erst einmal ein Schuldeingeständnis von dir haben, wird es äußerst schwierig, etwas für dich zu tun. Du musst auch wissen, dass du die Situation zunächst einmal alleine zu bestehen hast. Wir könnten zwar unsere Ständige Vertretung bitten, sich um dich zu kümmern, doch käme das einem Schuldeingeständnis gleich, es wäre nicht gut für dich. Du musst vor allem sehen, dass du einen guten Anwalt findest und mit dessen Hilfe die Situation bewältigst. Erst nach einem rechtskräftigen Urteil können wir tätig werden.«²

Nun war also »die Situation« eingetreten. Unerbittlich rückte der Zeiger der Wanduhr über dem großen Bildschirm, auf dem die polizeilichen Meldungen einliefen, auf neun Uhr. Karl-Heinz würde auch heute wieder vergebens auf mich warten. Nach unserem gestrigen Telefonat würde er sich mein Fernbleiben nicht erklären können. Er würde sauer sein. Doch den Grund würde er schon noch erfahren. Entsetzt wird er sein, wenn er hört, was hier passiert ist. Und er wird versuchen, Kontakt zu mir aufzunehmen, über meine Familie oder über den Anwalt, den ich nun mit der Wahrnehmung meiner Interessen beauftragen muss.

Sie werden mir Fragen stellen, ging es mir weiter durch den Kopf. Sie werden wissen wollen, warum ich hierhergefahren bin. Wenn ich ihnen sage, dass ich mit Karl-Heinz in Innsbruck verabredet bin, kann ich auch gleich alles zugeben. Ich muss mir einen

anderen Grund für meine Fahrt nach Österreich überlegen. Einen plausiblen, den sie nicht gleich widerlegen können. Wo also wollte ich hin und warum? Nun, es ist bekannt, dass ich Bergsteigerin bin und für meine Alpenvereinssektion Touren führe. Also ist es am unverfänglichsten, wenn ich sage, dass ich unterwegs bin, eine Bergtour zu erkunden. Mist, dass ich außer einem festen Schuh keine Ausrüstung dabei habe. Das hätte meine Behauptung glaubwürdiger gemacht. Hilft nichts, dann musst du es umso nachdrücklicher behaupten.

Plötzlich durchfuhr mich ein fürchterlicher Gedanke. Der Zettel in meiner Handtasche, auf dem ich die Verabredung mit Karl-Heinz notiert hatte! Und schlimmer noch: sein Kurzbrief vom August, als er schon einmal ein geplantes Treffen wegen unklarer Absprachen vermasselt hatte. Natürlich würde die Polizei meine Handtasche durchsuchen und die Notizen finden. Sie waren zwar in unverfänglichen Kürzeln verfasst. Aber wenn man einen Verdacht hegte, würde man in allem einen Beweis wittern. Die Zettel mussten verschwinden, ich musste mir eine Gelegenheit verschaffen, sie zu vernichten.

»Kann ich bitte mal zur Toilette gehen«, fragte ich einen Grenzpolizisten.

»Ja, einen Moment bitte, ich rufe eine Kollegin.«

Eine Beamtin erschien im Zimmer. Ich griff nach meiner Handtasche, die bisher unbeachtet neben meinem Stuhl gestanden hatte. »Lassen Sie bitte Ihre Tasche hier«, gebot mir der Polizist.

Der Trick funktionierte nicht. Es war wohl auch vermessen anzunehmen, damit durchzukommen. Er war zu simpel. Stünde ich an Stelle der Polizeibeamten, wäre ich auch nicht auf dieses Ansinnen eingegangen. Es würde wohl keine Chance geben, die Notizen zu vernichten. Ich müsste mir also auch dazu eine Erklärung einfallen lassen.

»9 Uhr Adam«, stand auf dem Zettel. Es stand kaum zu befürchten, dass man in »Adam« den Treffort mit Karl-Heinz in Inns-